

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 24. — Sonntag, den 12. Juni 1927.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 242 und 249.

Aus Schlefftaus grauer Vorzeit.

Von Schuldirektor Paul Thomas, Schlefftau.

Saxa loquuntur — die Steine reden. Die Bedeutung dieses alten Spruches wurde mir so recht klar, als ich dieser Tage an unserm Anger vorüberging und ein Weilschen den fleißigen Händen zuschaute, die dort mit der Ausschachtung des Teiches für den geplanten Stadtpark beschäftigt sind. Meine ganze

Aufmerksamkeit wurde dabei auf die ungeheuren zahllosen Waden gelenkt, die von den Arbeitern aus dem daselbst anstehenden Schlick und Schlemmland herausgepuddelt wurden. Mein erster Gedanke war, daß wir es hier mit Findlingen zu tun haben könnten, wie wir sie in vielen Nestern in der Norddeutschen Tiefebene bis her an den Fuß des Erzgebirges wiederfinden. Wer die Insel Rügen kennt, der weiß, daß auch dort an der Küste entlang solche

Steinblöcke in staunenerregender Menge liegen, die an verschiedenen Stellen von den Bewohnern zu riesigen Bollwerken aufgetürmt sind, um das Eiland vor der zerstörenden Gewalt der Brandung zu schützen. Diese Findlinge sind zumeist durch die Tätigkeit des fließenden Wassers glatt abgeschliffen und haben nahezu die Gestalt von riesigen Steinkugeln oder Steineiern. Zerschlägt man die Steine, die an der Oberfläche selbstverständlich die Spuren der Verwitterung tragen, so erkennt man, daß es meist Granite sind, aus denen die Findlinge be-

stehen, Granite allerdings, wie wir sie in den deutschen Gebirgen nicht brechen können. Diese Rollsteine überraschen durch ihre wunderbare Buntheit in der Zusammensetzung. Sie stammen aus Schweden, von der Insel Bornholm und anderen der schwedischen Küste vorgelagerten Inseln. Während der Eiszeit sind sie auf dem Rücken der Gletscher mit nach Süden transportiert worden und wurden auf der Insel Rügen, in der Norddeutschen Tiefebene und weiter südlich bis an den Fuß des Erz-

gebirges abgesetzt. Noch weiter südlich sind nach den geologischen Beobachtungen die Eiszeitgletscher nicht vorgedrungen. Das Erzgebirge ist also mutmaßlich während der Eiszeit nicht vergletschert gewesen. Als ich nun aber am Anger diese Rollsteine sah, wurde ich unwillkürlich an die Eindrücke er-

innert, die ich bei meinen geologischen Exkursionen durch die Insel Rügen eingetragen hatte. Sollten wir es etwa hier auch mit einer Urkunde aus der Eiszeit zu tun haben? Ich war begierig, die Rollsteine auf ihre Zusammensetzung zu untersuchen. Ich lasse mit einem Fäustel einige Steinkugeln und Eier zerschlagen. Es sind fast ausnahmslos Basalte, hin und wieder auch Feuersteine (Quarzite), nirgends entdeckte ich Granite, vereinzelt aber auch Glimmerschiefer u. Gneise, die ja bekanntlich den

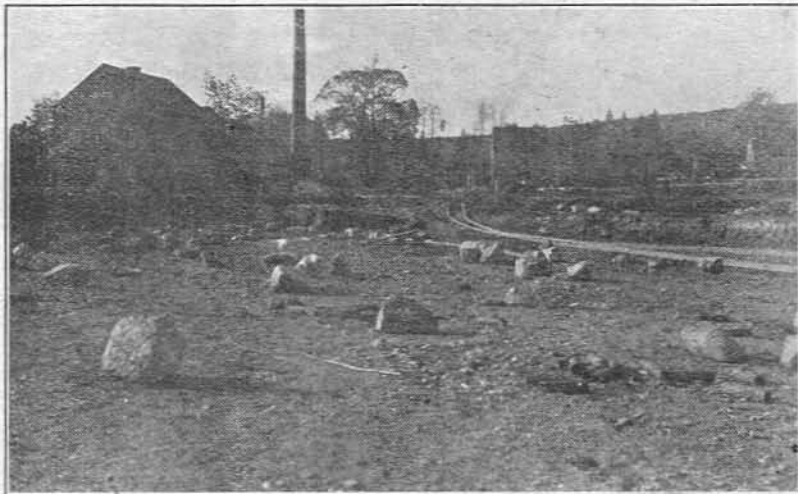
Grundbau unseres Erzgebirges bilden. Wir haben es demnach hier mit autochthonem (= eingebornem) bodenständigem Gesteinsmaterial zu tun, und die ursprüngliche Vermutung, daß man bei den Ausschachtungsarbeiten ein Eiszeitnest angestochen haben könnte, fällt in sich zusammen. Damit haben aber diese Rollsteine noch lange nicht unser Interesse verloren. Jetzt fangen sie erst ihre Erzählung an.

Die Steine verraten gleich beim ersten Anblick eine intensive Bearbeitung durch das fließende Wasser. Ganz in der Nähe

fließt die Zschopau vorüber. Zweifellos befinden wir uns hier im Urbett der Zschopau, die vor undenklichen Zeiten bei weitem nicht der anspruchslose Gebirgsbach war, der er heute ist. Ein mächtiger Strom wälzte sich vor hunderttausend und mehr Jahren durch unsere Gegend und nagte mit seinen reißenden Fluten allmählich das Zschopautal aus, in welchem sich in der geschichtlichen Zeit dann unsere erzgebirgischen Städte und Dörfer anbaute. Dieser Urstrom floß zu einer Zeit, wo die Hebung des



Die Zeugen alter Zeit.



Granitblöcke als Findlinge bei Schlefftau.

Erzgebirges noch nicht erfolgt war. Er hatte mutmaßlich seine Quelle tief im Böhmerlande drin, höchstwahrscheinlich an den Nordabhängen der Oesterreichischen Alpen und hatte Mufe, sich auf dem Laufe bis in unsere Gegend zu jenem gewaltigen Ströme auszubilden, dessen auswaschender Tätigkeit wir die Bildung des malerischen Zschopautales verdanken.

Auch nachdem die Aufrichtung des erzgebirgischen Walles durch ungeheure Erdbewegungen — Erdbeben — erfolgt war, der ganze Oberlauf der Urzschopau (die böhmische Straße) abgeschnitten wurde, brachen sich auf den höchsten Höhen des neu-erstandenen Gebirges neue Quellen durch, die den Mutter-schloß unserer gegenwärtigen Erzgebirgsflüsse bildeten. Damals wurde unsere Gegend auch von furchtbaren Vulkanausbrüchen heimgefußt. Wir verdanken ihnen die Entstehung unserer erzgebirgischen Basaltberge. Die Ausbruchsstelle der Basaltlava befand sich auf dem Kamm des Gebirges, etwa in dem Quartier Hammerunterwiesenthal — Oberwiesenthal — Gottesgab. Die Lavaströme wälzten sich talwärts und erstarrten schließlich an ihrer Stirn zu den heute charakteristischen Basaltbergen der obererzgebirgischen Landschaft. Die Basaltlavaströme benutzten bei ihrem Abfluß natürlich die vorhandenen Flußtäler und drängten demgemäß die Flüsse aus ihrem Bett heraus. Die Flüsse mußten sich nun zu beiden Seiten der erstarrten Basaltmassen neue Täler ausnagen. Sie griffen mit staunenswerter Ausdauer und Zähigkeit die so rigoros gewesenen Basaltwände an und schnitten sich ihr Tal immer tiefer und tiefer in das Gefüge des Gebirges ein. Die von den wildschäumenden Fluten der Zschopau losgerissenen Steinblöcke und Basaltwadern wurden flufabwärts transportiert und dabei abgeschliffen, bis die scharfen Ecken und Kanten beseitigt waren. Sand und größeres Flußgeröll ging über die Waden hinweg, wodurch die Abrundung der Steine immer weiter betrieben wurde.

Wo nun ein solcher Gebirgsbach eine Stelle erreichte, an der die Niveauunterschiede mehr ausgeglichen waren, dort setzte er nach und nach die Produkte seiner auswaschenden und abschwemmenden Tätigkeit ab. An solchen Stellen entstanden jene Nester von Flußgeröll, wie sie heutzutage oft bei Straßenbauten, bei Ausschachtungsarbeiten usw. — nicht selten weitab vom gegenwärtigen Flußbett — aufgeschloffen werden. Ein solches Nest hat man jüngst auch hier in Schlettau bei den Ausschachtungsarbeiten am Anger bloßgelegt. Wir haben mit der Kamera einige Bilder davon festgehalten, denn derlei Bilder haben den Wert von Albumblättern, von Urkunden, die wichtige Aufschlüsse über den Werdegang unserer erzgebirgischen Landschaft geben.

Was lehrt uns dieses Geröllnest? Wir erkennen zunächst, daß das Bett der Zschopau in grauer Vorzeit beträchtlich weiter nach NO. zu lag. In grauer Vorzeit, sagte ich. Wer sich die Vorgänge vorzustellen vermag, die schließlich zur Bildung eines solchen Geröllnestes geführt haben, der sieht es ohne weiteres ein, daß geologische Zeiträume nicht mit den uns geläufigen Zeitmaßen gemessen werden können. Hier müssen Maßstäbe angelegt werden, die beinahe über unsere Begriffe hinausgehen. Der Begriff der Ewigkeit fängt an, in unserem Vorstellungsleben Gestalt zu gewinnen. „Tausend Jahre sind vor Dir, wie der Tag, der gestern vergangen ist!“ Aus der riesigen Schotterablagerung ergibt sich dann weiter, daß die Zschopau einstmals viel reißender und schließlich auch wasserreicher gewesen sein muß als heute. Zwar sagt das Sprichwort, daß steter Tropfen den Stein höhlt, aber die staunenswerte Polierarbeit und Steinschleiferei, die hier geleistet worden ist, läßt sich nur von einem ungleich stärkeren Gebirgswasser ausgeführt denken. Die Zschopau war also in früheren Erdperioden ganz wesentlich stärker, und die Quellen auf dem Gebirgskamm müssen deshalb viel mehr Wasser gegeben haben als heute. Die Geröllmassen lehren uns aber weiter, daß die mineralogische Zusammensetzung unserer heimischen Landschaft in jenen fernen Erdzeiten dieselbe war wie jetzt. Urchiefergesteine, Quarzite und Basalte bilden das Ma-

terial der Geröllmassen, also die gleichen Mineralien, die auch noch jetzt das Antlitz unserer heimischen Erde schmücken helfen.

Auf diesem vorhistorischen Geröllneße wird nun in absehbarer Zeit der neue Schlettauer Stadipark entstehen. Viele von den hier ausgepuddelten Waden werden in den Anlagen dekorative Verwendung finden und werden so auch fernerhin als Steine am Wege ihre Erzählung aus dunkler Urzeit fortsetzen.

Sonnwendzeit.

Sonnenwende! Nur noch einige Tage sind es, dann schließt die Jugend Scheit an Scheit, sammelt dürres Holz, das Sonnwendfeuer zu richten. Die Alten sehen dieses Treiben gern, weil sie um die Tiefe dieser Sitte wissen und stets bereit sind, mit uns froh zu sein. Solche Gedanken reißen mich unwillkürlich von meiner Arbeit fort, aber sie verirren sich nicht in den Weiten, nein, sie fallen mitten hinein in meine liebe Heimat und werfen Anker. Jetzt dabei sein dürfen, mit helfen können, den Holzstoß zu türmen, dies wäre ein köstliches Geschenk. —

Bald werden von allen Höhen die Sonnwendfeuer grünen, von Berg zu Berg wird ein Leuchten gehen, getreu der alten Sitte, für die wir uns heute mehr denn ehemals einsetzen müssen. Gibt es ein zweites Band, das sich so schnell und fest durch alle deutschen Gauen winden könnte, als das der Sonnwendfeuer? Wenn die Flammen lohen, dann geht ein Grüßen und Winken durch deutsches Land, von Berg zu Tal, vom Tal zur Höhe. Alle sind sie sich nahe, so, als stünden alle deutschen Brüder und Schwestern an einem Feuer, um der Heimat den Treuschwur zu tun. Wer hält getreulich die Grenzwaide und wer könnte herzlicher zu den Volksgenossen im abgetrennten Gebiet sprechen, als es dieses Feuerband tut? Volk von unserem Volk ist's, das wir grüßen! Sei es im Westen, in Tirol, in den Sudeten oder wo auch Deutsche außerhalb des Reiches wohnen, allem leuchtet das Feuer. In der Sonnwendnacht fallen Schranken, Grenzpfähle scheinen in die Erde zu versinken, ein weites, liches Band umschlingt alle.

Wie hätte sich der schöne Sonnwendbrauch von Urväters Zeiten her, bis auf den heutigen Tag erhalten können, wenn er nicht ein Teil unseres Wesens wäre? Er ist ein Stück deutschen Volkstums, ein Erbe, das sich nicht abschütteln läßt, wie man eine Mode von sich wirft.

Am schönsten erschien mir unser Erzgebirge dann, wenn die Sonnwendfeuer brannten. Nie werde ich jene Nacht vergessen, in der ich an der Seite eines lieben Fahrtengessellen von Raaden nach Saaz pilgerte. Der Abend hatte eben sein schwarzes Tuch über die schlummernde Erde gebreitet — darin die Sterne am nächtlichen Himmel erblicken, so leuchteten auf allen Bergen Sonnwendfeuer. Soweit wir schauen konnten, fast jede Höhe des Erzgebirgskammes trug eine Flammenkappe. So schön hatten wir unsere liebe Heimat noch nie gesehen, von solcher Größe hatten wir nie zuvor gewußt.

Wie unsere Altvordern bestimmte Berge kannten, auf denen sie Sonnwende hielten, oder von denen sie ihre Feueräder in der Julnacht zu Tale rollten, um die Fluren zu segnen, so finden wir auch heute solche Plätze, die dem Feuer besonders geweiht scheinen. Kein langes Suchen tut not, auf Schritt und Tritt begegnen wir ihnen. Ist unsere Teufelskanzel nicht ein solcher Ort? Da ist der Habichtsberg bei Cranzahl, — da, wo die alte Sorge stand —, von dem in jedem Jahr der Brand ins Sehmatal leuchtet. Durchstreifen wir unsere Heimat kreuz und quer, wir finden sicher bei jeder Stadt, bei jedem Dorf den „Sonnwendhübel“. —

Werft den Brand in den Holzstoß, alt Holz gibt gut Feuer! Flammen prasseln schwingend empor, kraftvoll und siegreich wächst das Feuer. Das Leuchten reizt die Herzen mit zur Höhe, wir blicken stumm in die lodernden Flammen und schwören uns Treue zum deutschen Wesen, zu heimisch angestammter Art.

W. P e t s o l d.

Silberrausch und Bergfluch.

Von Guido Wolf Günther.

Der Bergaufzug und Berggottesdienst der Zöbstädter Berg-Knapp- und Bruderschaft am 3. Pfingstfeiertag ließ unsere Gedanken wieder zurückschweifen in die gesegnete Zeit, da der Erreichtum aus kärglich bevölkter Schwarzwaldwildnis ein reichbesiedeltes Gebiet werden ließ, in dem zu wohnen manchem der Himmel auf Erden dünkte, wenn — er Anteil hatte an den Fundgruben, die in schier übermütiger Geberlaune ihre Schätze darboten. War doch dieses Zeitalter, dessen Blüte etwa um 1470 einsetzte, so vom köstlichen Silberglanz übersonnt, daß Wetterunbill und gebirgische Abgeschiedenheit gerne vergessen wurden im Sehnen, fast mühelos zu Reichtum zu kommen. Das Gretchenwort vom Golde, nach dem wir alle drängen, an dem wir alle hängen, schien in jener merkwürdigen Zeit im Silber sich tausendfältig zu bezeugen und es ist unserer Zeit, die den Taumel der Inflation kaum erst überstanden hat, recht nachdenklich und nützlich, im Spiegel des Silberrausches den Menschen zu schauen, wie er sich darstellt, wenn der Hochmut über leicht erworbenen Besitz alle Hüllen vom Charakterbild reißt.

Wenn eine alte Chronik erzählt, daß in den Jahren 1471—1550 allein 913 742 258 Speziesthaler an Bergabgaben in die Staatskasse geflossen seien, so können wir ruhig bei fünfhundert Millionen Speziesthalern bleiben, die dem sächsischen Staate als „Bergzehnten“ zugekommen sind! Ein Speziesthaler, — nach dem aufgeprägten Gesicht (lat.: species = das Gesicht) so bezeichnet, — galt zwischen vier und fünf Mark, und es sei dabei an den Wert des Geldes in jenen Zeiten außerdem erinnert! Was mögen da die Bergherren selbst eingenommen haben, wenn allein die Steuern in Milliarden liefen? Besonders reich mag der Ertrag der Schneeberger St. Georgengrube gewesen sein: 1477 soll Herzog Albert von Sachsen bei einer Bergwerksbesichtigung mit seinem Gefolge an einer Silberstufe gespeist haben, aus der man nachmals gegen 400 Zentner Silber schmolz! Und 1478 beschwert sich eine „Aktionärin“ dieser Grube darüber, daß man den Armen statt Geld „Silberfuchen“ (ungemünztes Metall) — weil die Münze den Segen gar nicht schnell genug ausprägen konnte.

Auch im engeren Heimatgebiete, am Schrecken- und Schottenberge und den größeren Bergen (Bärenstein, Pöhlberg, Scheibenberg) bis hinauf zum Vater Fichtelberg blühte der Bergbau um diese Zeit ganz hervorragend und die Sage webt um jene Glanzzeit märchenhafte Bilder des Reichtumes, wie sie nur die Phantasie des Orientalen sonst zu malen weiß. — Einige Angaben über den Ertrag einzelner Fundgruben seien vorausgeschickt, ehe die mancherlei Sagen aus dem Silberrausch aufklingen und menschlich Irren und Wähnen zeichnen.

Der Fronleichnam-Stollen, den ein Frohnauer Bergmann beim Fischen an der Sehma am Vorabend des katholischen Hochfestes entdeckte, soll eine Ausbeute von 400 000 Speziesthalern gebracht haben. — Aus der Zeche Marcus Köhling holten die Bergherren in den Jahren 1546—1565 gegen 800 000 Speziesthaler heraus und insgesamt sollen in den Gruben am Schreckenberge in den hundert Jahren besten Ertrages (1496—1596) etwa 3 500 000 Speziesthaler an die Grubenbesitzer verteilt worden sein. — Von den Buchholzer Gruben St. Dorothea und St. Conrad, — den reichsten unter vielen anderen, — berichten die Chronisten, daß 250 000 Mark (nach unserer Währung) in wenig Monaten zu erzielen waren! —

Kann es uns da Wunder nehmen, wenn die „Gewerken“ (Besitzer der Anteilscheine der Gruben) über solchem Silbersegen fast närrisch wurden und der Hochmut und Größenwahn manche Torheit zuwege kommen ließen, die an Gotteslästerung bedenklich heranreichen? Menschliche, allzumenschliche

Schwächen zeigen sich dem Chronisten jener Zeit, und uns Berglern der gegenwärtigen Notzeit schauen beim Betrachten jener Kulturstände die Fragen der Inflationsleidenzeit bedeutsam über die Schulter: ewige Wiederholung menschlicher Großmannsjucht . . .

Da zählte wohl um 1520 die Fundgrube „Himmlich Heer“ einmal 800 und dann gar 1400 Speziesthaler auf einen „Kux“ (Anteilschein) aus; das ging einer Bäuerin in Frohnau, die solcher Kuxe ein artig Päckchen besaß, so zu Kopfe, daß sie im üppigsten Wohlleben den Silbersegen zu verschwenden suchte. Und da keine Torheit groß genug ist, daß sie nicht von einer gefallsüchtigen Frau geübt werde, so badete sich das eitle Weib täglich in edlem Wein, auf daß man ihr die Bäuerin nicht mehr ansehen möchte! Ob sie wirklich den Badewein mit Semmeln vermischt hinterher dem armen Volke als „Labung“ hat reichen lassen, wie ein altes Spottlied wissen will, mag der Chronist nicht beschwören; möglich ist es aber gewesen in jener Zeit des Uebermutes. Am Schottenberge hat „die Bäuerin“ dann wohl neuen Bergsegen erhofft und heute noch tragen Ueberreste vom Bergbau ihren Namen.

Von dem sonst als verständig und tüchtig gerühmten Bürgermeister Kaspar Kürschner in Annaberg, der vom Stollen „Himmlich Heer“ acht Kuxe besaß, meldet die Historie auch des öfteren, daß er sich im Weine badete und mit geröstetem Weißbrot seine Füße abreiben ließ, „den Appetit zum Essen und Trinken zu befördern“. Wie ein römischer Lebemann der schlimmsten Zeit muß dieser Genußmensch gelebt haben, und daß er auf der Stadtratswage 1554 „nur“ zwei Zentner und 12 Pfund wog, war nicht einmal so schlimm, denn ein guter Freund von ihm, Heinrich Konrdörfer geheiß, hatte es auf zwei Zentner und 15 Pfund gebracht! Daß dieser Mann es fertig brachte, beim „Bürgermeisteressen“ (anlässlich seiner Wahl) sämtliche Männer und Frauen mit Speise und Trank so zu „traffieren, daß Männer und Weiber für tot (als Ohnmächtige oder Berauschte!) auf Schlitten heimgefahren werden mußten.“ Und dieser „Lebenskünstler“ starb als Ortsarmer, der trotz vieler wohlthätiger Stiftungen, die er einst gemacht hatte, von Almosen kümmerlich sich ernährte!

Auch die Schneeberger Fundgrübler waren durch den Bergsegen reichlich übermütig geworden, und die Chronik meldet von den „Meerbiken“, daß sie ebensolche Völlerei trieben wie die Bergherren in und um Annaberg. Daß auch der Schneeberger Uebermut meist mit dem Bettelstab endigte, ist eine recht lehrreiche Bestätigung für unsere Volksweisheit, daß Hochmut zu Fall kommt. — Die Herren von Thäler (?) waren durch Silbersegen so hochmütig geworden, daß sie selbst die Hufeisen ihrer Pferde aus Silber schlagen ließen, um ihren Reichtum zu zeigen. Einstmals, so erzählt der Chronist Engelhardt, hielten die Herren unter Tag mit guten Freunden ein Bankett ab, bei dem gegen hundert Personen aufs glänzendste bewirtet wurden. Während nun tief im Bergwerke (bei Höckendorf) in einer ergleisenden Hohlung Wein in Strömen floß und die übermütigen Zecher die Berggeister hochleben ließen, brachen plötzlich, durch einen Wolkenbruch über Tage gedrängt, die Stollenwässer in den Festraum durch und verschlangen mit wilden Wogen die Hälfte der Gäste; nur mit knapper Not entrannen die übrigen dem Unheil!

Silberrausch und Bergfluch, — sie wohnten nahe beieinander, und die Menschen zappelten im Netz, das gleißend in Silberadern durch den Schoß der Berge zog. Sind wir aber flüger geworden seitdem? Wird nicht auch uns oft ein „Silberblick“ zum Irrlicht, dem wir nachziehen, auch wenn es ins Verderben geht? Mögen uns die köstlichen Berge der Heimat zum Talisman gegen allen Silber- und Goldrausch werden, möchten sie uns erziehen zu Zufriedenheit und Heimatfreude! —



Nooch 'n Feieroehm.

's erschte Höj'l.

(Nachdruck verboten.)

E' Buuch'l war iech — rund un klaa —
Do kriegt' iech 's erschte Höj'l aah;
De Wendhals-Miene hot's gemacht,
Un war mieh soog, dar hot gelacht.
Iech obr hob mieh gruß geta':
„Guckt har, do kimmt e Hus'n-Maa!“ —
De Knöpple macht' iech auf un zu,
Un — wenn iech's bracht' — dann war iech fruh.

Doch bald, do stand iech, wie verkaast:
Iech hatt' mei Höj'l schu „getaast“,
Schlich klaa-laut hinner'sch Nach'rhaus,
Zug's ei-gewaachte Höj'l aus.
E' Raß'l kam — miaut' mieh aa':
„Na wart'! Diech hult dr Battelmaa!“

Zum Glück machet die biele Nut.
Dr Teichmühl'n-Traugott wieder gut;
Dar hub mieh nauf uffs gruße Pfahr —
De Bään'le brät, wie bei dr Schaar.
Doch, vun dann Hopp, hopp! kriegt's ne Schwarm,
Es wur' mir untern Höj'l „warm“.
Mei Traugott nahm fix Pfeif un Schwamm
Un saacht: „Komm Gung'l — laaf ahamm!“

Dort mußt' iech in de Klääne Wann';
E' Hod'r un de Wasserkann',
Die hoom siech do ihr Gut's getaa'
An mir — un dann kam 's Höj'l dra'.
E' Meer voll Träänle sei gerollt,
Weil iech zur Strof ins Stalle sollt'. —
Endlich — dos ging sei wie gerufft —
Sekt' uns de Muttr' an de Luft,
Iech unten, 's Höj'l uff dr Stang' —

Asu wos merkt mer — labenslang!

Bernh. Brückner, Leipzig.

's verhängnisvolle Ohmd-Aff'n.

Bernh. Brückner, Leipzig.

Nachdruck verboten

Drüster — vor e Gahr zwanzig, dreißig — do is in Gebärg
beileibe faa sitter grüßer Aufwand gewa'n, wie heit — in
aller Sach net.

De Leit, die sei domols aah net lumpet rümhar geloff'n;
odr, wos en'n jed'n geful: Es wur faa sitts gruß Aufstahes ge-
macht — faa sitter uhnetiger Gelanz nahgericht't un faa sitts
olbersch Gebraam.

Un wie's mit dar Klaading war, asu ahfach warsch aah
mit dann bißl Aff'n. En Tup Ardäppeln seht de Grufemutter
nei in de Nähr, wie e sitt'r Staa-Küb'l asu gruß, drnahm hie
noch e Putt Raffee, doß sich, waß Gott, 's klaane Maadl drinne

hob'n funnt — un do hoom de Leit gass'n un sei fruh gewa'n,
als wenn's gar faa greßers'ch Gelid gaam hätt.

Odr, wu kam de Frääd har? Uhm off'n Bud'n, in dr Lod'
drinne, do log eitel e Toler Gald, vür de Nut gerachnet;
manichsmol aah e Kassenschei', wenn de Zeit ebber ohgeluff'n
war, doß de Zinsen gelegt war'n mußt'n.

Ise, ei freilich, do is dos Sparn nimmer asu leicht, un de
Frääd nimmer asu gruß! Odr salt'n, do troß dos Barsch'l noch
ei, wos dr Schulmaster ne Rinnern gelarnt hot: „Dann singest
du beim Wasserfrug, als wär dir Wein gereicht!“

Inusse alle mei Tog, dos is gar e schiens Barschl, un iech
hob's drham mit meiner guten Grufemutter net nār ämol ge-
sunge.

Oder, do hot mir mei Nachbar, dr Schafer-Edward, ämol
ene Geschicht' drzecht von Christliehm-Donl, un seit dar Zeit,
do muß iech allemol bei dann Liedl äwink lachen. Also, die
Sach war asu:

Dr Donl, dar krieket uff sen'n Tiesch aah faane gruße
Afferei ze sahe; 's ganze Gahr net. Drei Tog lang, do gob's
Ardäppeln un Raffee un dann Raffee un Ardäppeln — asu ging
dos eene Woch, wie de andere.

E' richtigs Fast warsch odr vür men'n Donl, wenn ar
konnt zu dann Ardäppeln e Pfann'l Schbäck-Grief'n drzu
krieng. Ei, do seht ar sich hie un schpachtlit, wie e sitter aus-
gehungerter Lei-Waber, dann mer mit dr Müß drschloong faa.

Dos hot'r lang asu getriem, un es is'n aah egal ganz gut
bekomme — bis ar uff ämol die Schbäck-Grief'n odr ordlich
sot kriegt hot. Dos Ding kam asu:

Dr Donl, dar is ämol nüber in de Kaller-Schänk ze Bier
gange un wollt, wie dos asu Mode is, gar net lang außen sei.
Odr, wie's drnoochert asu hargiebt, wenn dr Teif'l de Mann'n
bei dr Hand nimmt: Se bleim klaam un klaam, un voderbei
vergaß'n se zelegt aah noch 's Hamgieh'. Asu ging dos aah in
dr Kaller-Schänk mit ne Christliehm-Donl.

Dr Sag'r schlug zahne, ar schlug aah else, war odr net
aham kam, dos war mei alter guter Donl. Seine Graa, de
Lotte, die funnt siech do gäleich racht drüber ärgern, doß se asu
lang uff dann altn Klaab-Fink warten mußt'. Odr aah faa
bißl Verloß war uff die Mann'n!

Aus lauter Langeweile tot se noch äwink in dr Stub rüm-
tamben: De Wassertäpp seht se zamm nei in Uf'n; aah de Ar-
däppeln wusch se oh. Nu sing se aa, e Heif'l Schpää ze reiß'n,
morgn früh zun Ahfeiern; zelegt do guket se gar noch nunter
untersch Uf'n-Bank'l. Wieder e Lumperei! Drunten, do stan-
den men Donl seine Stiefeln — odr mit en'n Drack — un rut
uhm drauf ... zesamme gedort warn se, schlimmer wie e Scheitl
Holz! Die mußt'n morgn früh gäleich ämol richtig eigeschmiert
war'n.

Wie nu de Lotte war in sitter Sach — e bißl racht aang-
sinnig — die fung gäleich ah un machit noch e Pfann'l Schuh-
Schmier zeracht.

In dr Almet (Brotschrank) log noch e Balle Insekt (Talg),
wos in dar Wärm war schtinket wurn. Dos schmet se nei ins
Pfann'l un ließ dos Zeig in Uf'n drinne asu e wink racht schie
eibrafeln. Zelegt, do schmiß se noch e tüchtigs Heifel Ruuß
drunner un rühret die Sach racht schie in anander.

Wie se fertig war drmet, do langte se dos Pfann'l nauf
in de öbere Nähr (obere Ofenröhre) un froch nauf ze Bett.
Müd warsch, un do tot's gar net ewig dauern — log mei
Christliehm-Lotte in schinnst'n Schloß.

Endlich, asu üme zwäe rüm, do brängt's men'n Donl ge-
schleiert. Kreiz un quar gieht's mit'n uff dar Strooß hie un
har; alle Winkel un Ecken, die nimmt ar ordlich miet; odr asu
nooch un nooch, do find't ar siech doch in dann Stübela nei.
Raum tut ar ne erscht'n Schriet über dar Diel ahinner, do is
ne aah dar Klaaschgeruch schu nei komme in dr Nos'. Ar fängt
wie su e Hund'l ah, ze schnubbern. „Dos sei Schbäck-Grief'n!“
denkt mei Donl. „Die war iech aff'n soll'n! ... Immer wie-
der Gelid ... Sau-Gelid!“ (Schluß folgt.)